

# Neue Bedürfnisse – neue Antworten

## Ein Besuch an der Schule für Sozialbegleitung in Zürich

Text und Bild: Patricia Senn

**Vor über 30 Jahren aus der Freiwilligenarbeit heraus ins Leben gerufen, seit 2010 eidgenössisch anerkannt: Die Ausbildung zum/zur «Sozialbegleiter/in» richtet sich an Frauen und Männer, die direkt im Feld arbeiten möchten und wenig Interesse an theoretischen Konzepten oder an Forschung haben. Viele von ihnen sind schon lange in der Praxis tätig und wollen die gesammelte Erfahrung nun mit Hintergrundwissen untermauern. Einer von ihnen ist Alexander Pawlik, Mitarbeiter bei der SIP Langenthal.**

Es ist heiss in Zürich. An der Ausstellungsstrasse, gleich neben dem im Umbau befindlichen Museum für Gestaltung, wird bei offener Türe unterrichtet. Hier befindet sich auf der zweiten Etage die Schule für Sozialbegleitung.

Aus dem Unterrichtszimmer dringt Gelächter, die Klasse soll sich in die kleineren Räume verteilen, um den Stoff in Gruppenarbeiten zu erörtern. Drei Lehrverantwortliche und ein weiteres Schulteammitglied betreuen insgesamt sechs Klassen, regelmässig kommen Fachdozenten aus der Praxis an die Schule und führen während einiger Tage in ihre jeweiligen Kompetenzen ein. Auf dem Flur grüsst man sich mit Vornamen, jemand steckt den Kopf durch die Tür für einen kurzen Schwatz mit der Sekretariatsangestellten.

### Am Anfang stand die Freiwilligenarbeit

Vor über 30 Jahren entwickelte sich die Schule für Sozialbegleitung aus der Freiwilligenarbeit: Damals waren es überwiegend Frauen mittleren Alters, die sich stets engagiert hatten, jedoch neben der Kinderbetreuung keinen Beruf hatten erlernen oder ausüben können. Sie hatten das Bedürfnis, zu den ganzen praktischen Erfahrungen, die sie sich im Laufe der Jahre erarbeitet hatten, noch die theoretischen Grundlagen vermittelt zu bekommen. Früher hatte die Schule ein etwas angestaubtes Image, doch seit der Beruf «Sozialbegleiter mit eidgenössischem Fachausweis» im Jahr 2010 vom Bund offiziell in der Tertiärstufe B, höhere Berufsbildung, anerkannt wurde, haben sich das Erscheinungsbild und der Auftritt nach aussen grundlegend verändert.

Die Anerkennung durch den Bund habe es nötig, aber auch möglich gemacht, das Berufsbild nochmals zu schärfen und auch das Curriculum der Schule an die bei der eidgenössischen Prüfung geforderten Kompetenzen anzugleichen, erzählt Schulleiterin Brigitte Meier. Seit Dezember 2012 führt sie das Team von Lehrgangverantwortlichen, Lehrpersonen, FachdozentInnen sowie Sekretariatsangestellten mit viel Enthusiasmus. Spannend sei es, ein neues Arbeitsfeld zu etablieren, aber es brauche auch Energie und Herzblut. Denn vielfach müssen die Stellen für Sozialbegleitende bei den relevanten Organisationen erst generiert werden.

### Über die Praxis zur Theorie

Im Unterrichtszimmer unterhalten sich drei Studierende angeregt miteinander. Einer von ihnen ist Alexander Pawlik. Er absolviert gerade das zweite Jahr hier an der Schule und freut sich bereits auf die Module, die in den nächsten Monaten auf dem Plan stehen. Besonders auf die Sequenz «Recht und Sozialwesen» ist er gespannt.

Nach einer Berufslehre im Verkauf und einigen Jahren im Gastgewerbe zog es Alexander bereits mit 25 Jahren in den sozialen Be-

war zuerst der Einzige im Team ohne Ausbildung im sozialen Bereich. Dafür profitierte die neue Organisation von seiner praktischen Erfahrung bei PINTO, der junge Mann wusste bezüglich Struktur und Auftritt einiges einzubringen. Wenig später kam eine Anstellung bei der SIP Luzern dazu. Alexander Pawlik war in seinem Element und konnte seine Lebens- und Arbeitserfahrung erweitern. «Ich stehe noch immer jeden Tag gerne auf und freue mich auf meinen Einsatz.» Einzig etwas machte ihm zu schaffen: Immer wieder stiess sein theoretisches Wissen an Grenzen, wenn die KlientInnen bestimmte administrative oder rechtliche Fragen hatten. Dann musste er sich selber erst bei seinen Kollegen informieren. Sich dieses Wissen anzueignen, sei seine Hauptmotivation gewesen, als er sich nach einer Schule im Sozialbereich umzusehen begonnen habe, erzählt er.

Schliesslich absolvierte Alexander Pawlik die Aufnahmeprüfung an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik am Institut für christliche Psychologie, Therapie und Pädagogik (ICP) in Wisen bei Olten, die er sur Dossier bestand. Als er nach einem Jahr knapp an der Jahresprüfung scheiterte und auch die Wiederholungsprüfung

## «Es ist wichtig, dass das Berufsbild des Sozialbegleiters auch auf Arbeitgeberseite etabliert wird»

reich. Er absolvierte ein Vorpraktikum als Kleinkinderzieher, wo er schnell feststellte, dass das nicht sein Gebiet war. Durch einen Freund erfuhr er von der mobilen Interventionsgruppe PINTO in Bern und bewarb sich dort erfolgreich um eine Praktikumsstelle. Die eigentliche Initialzündung sei wohl das damalige Abschlusszeugnis gewesen, meint er rückblickend. Es sei sehr positiv ausgefallen und habe ihm bestätigt, was er selber während der Arbeit gespürt habe: Dass er hier eine Tätigkeit gefunden hatte, in der er wirklich gut sein konnte. Die Rückmeldungen von Team und Klienten bestärkten ihn in seiner Entscheidung, diesen Weg weiter zu verfolgen.

Also bewarb er sich bei der SIP (Sicherheit, Intervention, Prävention) in Langenthal, die dort gerade neu eingerichtet wurde, und

nicht bestand, brach eine Welt für ihn zusammen. Geknickt begab er sich zur Berufsberatung Luzern und schilderte sein Anliegen. «Zu meinem Glück hatten sie dort schon von der Schule für Sozialbegleitung in Zürich gehört. Ich ging hin und bestand die Aufnahmeprüfung auf Anhieb.»

### Es braucht Leute, welche die Ärmel hochkrepeln wollen

Die Geschichte von Alexander Pawlik zeige gut, für wen die Schule für Sozialbegleitung gedacht sei, meint Schulleiterin Brigitte Meier, die selber einen prall gefüllten Erfahrungsrucksack im sozialen Arbeitsumfeld mitbringt. Die Ausbildung richte sich an Menschen, welche einen Berufsabschluss haben und sich umorientieren möchten, oder an solche, die wie Alexander Pawlik bereits über viel praktische Erfah-



Alexander Pawlik, Student: «Ich habe gelernt, darauf zu vertrauen, dass der Klient selber am besten weiss, was gut für ihn ist.»

rung verfügten und sich noch das theoretische Gerüst dazu aneignen wollen. Unter den Studierenden habe es manchmal auch IV-Bezüger, welche eine Umschulung bezahlt bekämen. Allen gemeinsam sei, dass sie direkt im Feld mit den Menschen arbeiten wollen und weniger interessiert seien, theoretische Konzepte zu entwickeln oder zu forschen. Darin unterscheidet sich die Schule ganz klar von einer Fachhochschule für Soziale Arbeit.

Um solchen Personen den Zugang ins soziale Arbeitsfeld zu ermöglichen, habe man auch etwas tiefere Aufnahmeanforderungen, so Brigitte Meier. So müsse der Praxisbetrieb nicht über eine Auszubildende verfügen, es reiche bereits aus, wenn die Vorgesetzte eine soziale Ausbildung habe. Das heisst aber nicht, dass das Absolvieren der Ausbildung ein Kinderspiel ist: Ohne Motivation und Interesse seien die drei Jahre eine rechte Herausforderung, warnt die Schulleiterin. Wichtig sei ausserdem eine gewisse Lebenserfahrung bei den Studierenden. Der Altersdurchschnitt an der Schule liegt zurzeit bei 42 Jahren.

### Die Menschen in ihrem Lebensraum aufsuchen

Früher sei auch der Sozialarbeiter manchmal zu seinen KlientInnen nach Hause gegangen oder habe sie bei einem Behörden-gang begleitet. Brigitte Meier: «Heute sind die Fragestellungen viel komplexer geworden, und Beratung alleine reicht oft nicht mehr aus.» Auch Gemeinden seien vielfach finanziell nicht mehr in der Lage, betroffene Personen in stationären Institutionen unterzubringen. Dort komme die Sozialbegleitung ins Spiel. «SozialbegleiterInnen können im Auftrag der Institution

oder des Sozialarbeiters die KlientInnen in ihrem Lebensraum aufsuchen und sie entsprechend ihren Bedürfnissen unterstützen.» Durch diese sehr niederschwellige Betreuung werde es möglich, die Leute länger in ihrem eigenen Lebensumfeld zu belassen.

Langsam scheint sich der Beruf zu etablieren. «Es braucht neue Antworten», ist die Schulleiterin überzeugt, «und die Praxis zeigt, dass dies ein Feld mit Zukunft ist.» Sozialbegleitung sei jedoch ganz klar eine ergänzende Berufsgattung und kein Ersatz für Soziale Arbeit, betont sie.

### Breit gefächertes Arbeitsfeld

Auch Alexander Pawlik teilt die Ansicht, dass in Zukunft viele Menschen auf Unterstützung in einer immer schneller werdenden Welt angewiesen sein werden. Die Arbeitsfelder des Sozialbegleiters sind entsprechend breit gefächert: von der Spitex über die Betreuung von Menschen mit einer geistigen oder körperlichen Beeinträchtigung bis hin zur Arbeit mit Flüchtlingen – überall kann ein ausgebildeter Sozialbegleiter zum Einsatz kommen. «Umso wichtiger ist es deshalb, dass das Berufsbild auch auf Arbeitgeberseite etabliert wird.» Aus diesem Grund wird sich der Student künftig auch im Schweizerischen Berufsverband Sozialbegleitung (SBSB) engagieren. Sein persönliches Ziel sei es, die Schule auch in den anderen Kantonen noch bekannter zu machen. In seiner Klasse herrsche etwas Unsicherheit darüber, ob die Studierenden nach der Ausbildung eine Anstellung finden werden, da es kaum Stelleninserate gibt, die explizit die Berufsbezeichnung «Sozialbegleiter» verwenden. Dies soll sich ändern.

Alexander Pawlik ist überzeugt, dass er seine Begeisterung für die Sache auch anderen Menschen vermitteln kann.

### Auf Augenhöhe mit dem Klienten

Auf die Frage, was vom an der Schule für Sozialbegleitung Gelernten er bereits in seiner Arbeit bei der SIP anwenden konnte, kommt die Antwort ohne Zögern: «Ich habe gelernt, darauf zu vertrauen, dass der Klient selber am besten weiss, was gut für ihn ist.» Auch wenn es seltsam unempathisch klinge, sei es doch einfach so: Wenn jemand einem Drogenabhängigen sagt, er müsse eine Entziehungskur machen, dann nützt das nichts. Der Abhängige wird es nur schaffen, wenn er die Notwendigkeit selber einsieht, und nicht einmal das ist garantiert. «Aber wenn der betroffene Mensch andere Dinge im Leben beibehalten kann, die ihm guttun, dann ist das wichtiger, als genau das eine durchsetzen zu wollen, das er nicht schafft.»

Viele Menschen, die im sozialen Umfeld arbeiten, wollen anderen helfen und haben klare Vorstellungen davon, was richtig und was falsch ist. Das sei, sagt Alexander Pawlik, bei ihm nicht anders gewesen, bevor er die Ausbildung angefangen habe. Doch dann habe er gelernt, die Perspektive zu wechseln. Es gehe nicht darum, was man selber wolle, sondern darum, was die betroffene Person in ihrer Situation wolle und vor allem auch könne. «Man konzentriert sich auf die Dinge, die dem Klienten möglich sind – und nicht darauf, was alles fehlt. Auch das Umfeld wird näher betrachtet und wo immer möglich mit einbezogen. Heute leuchtet mir das völlig ein.»

[www.sozialbegleitung.ch](http://www.sozialbegleitung.ch)